

Ferdinand Ebner und die Oralität-Literalität-Forschung

von Monika Seekircher (Innsbruck)

In diesem Aufsatz soll Ebners Nähe zu der relativ jungen Forschungsrichtung über Mündlichkeit und Schriftlichkeit aufgezeigt werden. Ebner selbst kann zwar nicht als ein Forscher über Oralität und Literalität bezeichnet werden, da es ihm nicht primär um die unterschiedlichen Medien des gesprochenen und des geschriebenen Wortes geht, sondern vielmehr um die geistige Existenz des Menschen, die für ihn im an ein Du gerichtetes Wort, d.h. im gesprochenen Wort liegt. In seiner dialogischen Sprachauffassung, die auf einer großen Sensibilität für die unterschiedlichen Medien des gesprochenen und des geschriebenen Wortes basiert, nimmt er aber wichtige Erkenntnisse der Forschung über Oralität und Literalität vorweg.

Im folgenden soll nun zunächst Ebners dialogische Sprachauffassung genauer betrachtet werden und daraufhin die Forschungen zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit kurz vorgestellt werden, um dann auf die Berührungspunkte Ebners mit dieser Forschungsrichtung einzugehen.

Ferdinand Ebners dialogische Sprachauffassung

Für Ebner hat nur das an ein Du gerichtete, das heißt das gesprochene Wort eine wirkliche Bedeutung. Jegliche Form unpersönlichen Sprechens ist für ihn eine Abstraktion vom konkreten Leben und dadurch ein Ausdruck der „Icheinsamkeit“. In der Wissenschaft, in der die abstrahierende und objektivierende Sprechweise ein Ideal darstellt, wird gemäß Ebner der Sinn des Wortes vollkommen verfehlt. Denn der Mensch hat gemäß Ebner vor allem Sinn für das gesprochene und nicht für das geschriebene Wort.

Im Vorwort seines Buches *Das Wort und die geistigen Realitäten* legt Ebner bereits in Kürze den Grundgedanken seiner dialogischen Sprachauffassung dar: „Vorausgesetzt, daß die menschliche Existenz in ihrem Kern überhaupt eine geistige [...] Bedeutung hat [...]: so ist dieses wesentlich dadurch bestimmt, daß es vom Grund aus angelegt ist auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem *außer* ihm, *durch* das es und *in* dem es existiert.“¹ Ebner geht also davon aus, daß die menschliche Existenz eine geistige Bedeutung hat, die in der Beziehung zu einem Du, in einer – wie Ebner immer wieder sagt – „Ich-Du-Beziehung“ liegt. Diese Ausrichtung auf ein Du zeigt sich ihm am Gegebensein der Sprache: „Ein

1 Ferdinand Ebner: *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente. [= Fragmente]*. In: Ders.: *Schriften*. Bd.1. München: Kösel 1963, S. 80f.

Ausdruck [...] des Angelegtseins auf eine derartige Beziehung ist in der Tatsache zu finden, daß der Mensch ein *sprechendes* Wesen ist, daß er das 'Wort hat'.²

Die wesentliche Bestimmung der Sprache ist daher für Ebner die Mitteilung und nicht die Darstellung der Wirklichkeit, wie dies Peter Kampits folgendermaßen auf den Punkt bringt: „Nicht dort, wo wir also e t w a s sagen, wo wir im Kontext von Sprechhandlungen den Anderen zu etwas bewegen wollen, sondern dort, wo wir einander mitteilen oder sagen und wo wir einander darin erschließen, liegt für Ebner das Zentrum, der Ursprung und auch die Erfüllung des Wortes.“³

Das Wort ist für Ebner etwas, das sich „zwischen der 'ersten' und 'zweiten Person' abspielt“⁴. Sprache setzt damit eine persönliche Beziehung voraus und bringt diese mit jedem Wort von neuem zum Ausdruck. Ich und Du bedeuten daher für Ebner die Ansprechbarkeit und die Möglichkeit zur Aussprache: „Das 'Du' ist die 'Ansprechbarkeit' im anderen und diese gehört ebenso mit zum Wesen der Personalität wie die Möglichkeit 'sich' auszusprechen, in der eben das 'Ich' gegeben ist.“⁵ Die Möglichkeit zu An- und Aussprache bedeutet zugleich, daß Ich und Du konkret erfahrbar sein müssen. Ein persönliches Sein kann daher nicht bloß gedacht werden: „Das wirkliche Ich existiert [...] nicht dadurch, daß es sich *denkt*, sondern daß es sich *ausspricht*.“⁶ Ein persönliches Sein kann also nur in der ersten und zweiten Person ausgesagt werden. Die Existentialaussage in der dritten Person ist durch ihre objektivierende und substantialisierende Form unpersönlich und dadurch „eben bloß *gedacht*“:⁷ „Die Satzform 'Das Ich ist' besagt gar nichts, die Form 'Ich bin' alles [...]“⁸

In der ersten und zweiten Person ist eine substantivische Benennung überhaupt nicht möglich: „Die substantivische Benennung dessen, was in dem 'Ich bin' und 'Du bist' eigentlich existiert, trifft im Grunde genommen niemals direkt dieses Existierende – in seiner Personalität –, sondern indirekt auf dem Umwege über die 'dritte Person', das ist die Sphäre der substantivischen Namengebung und Wortwerdung und der 'objektiven' Seinsaussage.“⁹ Ein persönliches Seinsverständnis kann daher nicht objektiv dargestellt werden, ohne gerade das Moment des Persönlichen zu verlieren.

Im konkreten Gebrauch haben „Ich“ und „Du“ einen unmittelbaren Bezug zur Person, welcher nicht substantivisch, sondern nur persönlich verstanden werden kann:

Mit den Fürwörtern Ich und Du hat es eine besondere Bewandnis. Sie sind im konkreten Gebrauch nicht Stellvertreter eines Substantivs im Satze, nicht die Vertreter eines Nomens im allgemeinen oder eines Personennamens im besonderen, sondern stehen in

2 Fragmente, S. 81.

3 Peter Kampits: Der Sprachdenker Ferdinand Ebner. In: Gegen den Traum vom Geist. Beiträge zum Symposium Gablitz 1981. Hrsg. v. Walter Methlagl, Peter Kampits, Christoph König und Franz Josef Brandfellner. Salzburg 1985, S. 91.

4 Fragmente, S. 87.

5 Fragmente, S. 87.

6 Fragmente, S. 196.

7 Vgl. Fragmente, S. 262.

8 Fragmente, S. 188.

9 Fragmente, S. 255.

der eben durch das „Wort“ geschaffenen und objektiv gemachten geistigen Sphäre „unmittelbar“ für die „Person“ selbst.¹⁰

Dieser unmittelbare Bezug zur Person ist aber nur in der gesprochenen Sprache möglich. Nur dann sind gemäß Ebner Ich und Du geistig real: „In der Konkretheit ihres Ausgesprochenwerdens sind das Ich und das Du die geistigen Realitäten des Lebens.“¹¹

Ebner betont daher immer wieder die Bedeutung der Sprache „in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens“, da nur sie eine „Ich-Du-Beziehung“ ermöglicht: „Sie [die Sprache] hat in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens die Persönlichkeit der Beziehung des Ichs zum Du zur Voraussetzung.“¹² Das Wort, welches zur „Ich-Du-Beziehung“ führt, beschreibt Ebner wiederum „als Wort, das in der Konkretheit und Aktualität seines Ausgesprochenwerdens in der durch das Sprechen geschaffenen Situation seinen ‚Inhalt‘ und Realitätsgehalt ‚redupliziert‘“¹³. Ebners dialogische Sprachauffassung beruht also auf dem gesprochenen Wort, das heißt auf Sprache in ihrem konkreten Gebrauch.

Auch wenn Ebner im Gegebensein der Sprache die geistige Anlage zu einer „Ich-Du-Beziehung“ sieht, so kann gemäß Ebner die Sprache doch auch so gebraucht werden, daß ihre wesentliche Bestimmung verfehlt wird. In diesem Fall spricht er von „Icheinsamkeit“ bzw. „Dulosigkeit“, das heißt „Bezogensein auf sich selbst“¹⁴. Da jedoch das Ich „keine ‚absolute‘ Existenz“ hat, sondern „nur im Verhältnis zum Du“ existiert,¹⁵ entspricht diese „Icheinsamkeit“ nicht dem Menschen: „Das Fürsichsein des Ichs in seiner Einsamkeit ist kein ursprüngliches Faktum im geistigen Leben des Menschen [...] sondern ein Ergebnis seiner Abschließung vor dem Du.“¹⁶

Sprachlich zeigt sich die „Icheinsamkeit“ durch die unpersönliche Sprechweise in der dritten Person, durch die das Ich nicht mehr im Verhältnis zu einem Du steht, sondern nur mehr im Verhältnis zu einer Idee. Folglich wird an den geistigen Realitäten von Ich und Du vorbeigelebt und nur mehr vom Geist geträumt. Ebner bezeichnet daher auch das unpersönliche Verhältnis zu einer Idee als einen „Traum vom Geist“.

Ebner wendet sich gegen „Theorie und Spekulation, worin kein Ernst ist“¹⁷. Denn Theorien und Spekulationen beruhen nicht mehr auf konkret gesprochenen Worten, sondern vorwiegend auf abstrakten Begriffen, die keine persönliche Beziehung zu einem Du ermöglichen:

Ursprünglich ein Ausdruck und eine Form des Angelegtseins des Geistigen im Menschen, des Ichs, auf eine *eo ipso* persönliche Beziehung zum Du [...], wurde die Vernunft dann erst, als sich das Ich in dieser Beziehung vor dem Du abschloß, sachlich und unpersönlich, spekulativ und ideenschöpferisch. Und erst im Verhältnis des vor dem

10 Fragmente, S. 87.

11 Fragmente, S. 88.

12 Fragmente, S. 87.

13 Fragmente, S. 81.

14 Fragmente, S. 84.

15 Vgl. Fragmente, S. 96.

16 Fragmente, S. 91.

17 Fragmente, S. 107.

Du sich verschließenden Ichs zur Welt entwickelte sie in sich – hier nun dem Zwange der „Substantialisierungstendenz“ des Denkens folgend – das begriffbildende Vermögen.¹⁸

Begriffe sind gemäß Ebner „‘leere’ Wörter [...] in ihrem abstrakten, substantivierten und substantialisierten Gebrauche“¹⁹. Der „abstrakte Begriff macht das Wort zum toten Zeichen, zu etwas Starrem und Unbeweglichem – er liegt in der Richtung zur mathematischen Formel [...]“²⁰. Daher kann man auch mit Begriffen „nach den Gesetzen der Logik ‘mechanisch’ operieren“²¹, was aber nur „zur Darstellung des Bereits-Erkannten“ führt und daher eine „fixierte Denkmöglichkeit“ bedeutet.²² Der Wirklichkeit kann diese Sprache nicht gerecht werden, denn die „Wirklichkeit duldet keine Schematismen, weder des Verstandes und der Begriffe, noch der Gefühle“²³.

Von diesem mechanisierten Sprechen unterscheidet Ebner das lebendige Sprechen: „Genau genommen ist ja unser ganzes Sprechen nichts anderes als entweder bloß mechanisch wiederholendes oder aber auch lebendig erneuerndes Zitieren schon geprägter Worte und Wörter.“²⁴ Während der abstrakte Begriff auf „eine einzige Vorstellungsmöglichkeit und Denkerlaubtheit“²⁵ reduziert ist, liegt der Sinn des Wortes gemäß Ebner gerade in seiner Beweglichkeit: „Der Wortsinn ist, in seiner Weite und Fülle, etwas Bewegliches, im Geist Bewegtes und den Geist Bewegendes [...]“.²⁶ Diese Beweglichkeit des Wortsinns gibt die Möglichkeit „lebendiger Sinnerneuerung und Sinnzuwachs“²⁷, wodurch ein Bezug zur konkreten Wirklichkeit hergestellt werden kann. Im abstrakten Begriff wird hingegen versucht, den Sinn „durch Definitionen und Determinationen zu sichern“²⁸ und so eindeutig festzulegen, wodurch sich der abstrakte Denker „in unheimlicher Entfernung von der Wirklichkeit“²⁹ befindet.

Ebner kontrastiert also das lebendig gesprochene Wort, das eine „Ich-Du-Beziehung“ zum Ausdruck bringt, mit dem abstrakten Begriff, der ein Zeugnis der „Icheinsamkeit“ ist. Die *Fragmente* sind geradezu auf diesem Gegensatz aufgebaut. Mit dieser Gegenüberstellung kommt Ebner den unterschiedlichen Implikationen des gesprochenen und des geschriebenen Wortes, wie sie von einigen Forschern über Oralität und Literalität dargestellt werden, sehr nahe. Ebners Sensibilität für den grundlegenden Unterschied zwischen abstrakter Sprache und dem konkret gesprochenen Wort stellt also eine Erkenntnis dar, die – wie noch gezeigt werden soll – gerade für die heutige Diskussion über Oralität und Literalität relevant ist.

18 *Fragmente*, S. 155.

19 *Fragmente*, S. 81.

20 Ferdinand Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft. In: Ders.: Schriften. Bd. 1, S. 894.

21 *Fragmente*, S. 242.

22 Vgl. Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 891.

23 Ferdinand Ebner: Notizen. In: Ders.: Schriften. Bd. 2. München: Kösel 1963, 16.8.1921, S. 200.

24 Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 898.

25 Ferdinand Ebner: Zum Problem der Sprache und des Wortes. In: Ders.: Schriften. Bd. 1, S. 703.

26 Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 894.

27 Ebner: Zum Problem der Sprache und des Wortes, S. 651.

28 Ebd., S. 651.

29 Ebd., S. 651.

Zur Oralität-Literalität-Forschung

Obwohl die Schrift in vielen Kulturen bereits seit langem ein selbstverständliches Kommunikations- und Darstellungsmittel ist, erfolgte lange Zeit kaum eine explizite Auseinandersetzung mit dem Medium der Schrift, d.h. die Auswirkung dieses Mediums auf das menschliche Denken wurde weitgehend ignoriert. Eine frühe Ausnahme ist Platon. Er befaßte sich in seinem Dialog *Phaidros* mit den sprachlichen Medien der Schrift und des gesprochenen Wortes, insbesondere mit den Gefahren, die im Medium der Schrift liegen. So weist er zum Beispiel auf den monologischen Charakter, durch den das geschriebene Wort gekennzeichnet ist, hin: „Denn dies Bedenkliche, Phaidros, haftet doch an der Schrift [...]. Du könntest glauben, sie [die geschriebenen Reden] sprächen, als ob sie etwas verstünden, wenn du sie aber fragst, um das Gesagte zu begreifen, so zeigen sie immer nur ein und dasselbe an.“³⁰

Obwohl gerade die abendländische Philosophie wesentlich auf der Schrift basiert, findet Platon mit seinen Ansätzen zu medientheoretischen Überlegungen kaum Nachfolger. Diese Ignoranz gegenüber den Implikationen der Schrift wird in der idealistischen Philosophie besonders deutlich, denn sie versteht sich gemäß ihrem eigenen Selbstverständnis als ein „reines“ Denken, als ein Denken, das von seinen eigenen materiellen Bedingungen abstrahiert und beansprucht, vom gesprochenen Wort auszugehen. Aus diesem Phonozentrismus folgt eine Diskrepanz, die sich insbesondere bei Hegel zeigt. Denn gerade um seine hochgradig abstrakten Schriften zu erfassen, benötigt man ausgereifte literale Techniken.³¹

Lange Zeit herrschte also die stillschweigende Annahme von einer Eins-zu-eins-Entsprechung von gesprochener und geschriebener Sprache vor. Erst in den sechziger und siebziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde Schriftlichkeit zu einem Thema wissenschaftlicher Diskussion und die Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache systematisch herausgearbeitet, wodurch die Bedingungen des eigenen Denkens erstmals genauer betrachtet wurden. Einer der ersten, der sich mit dem Medium der Schrift explizit auseinandergesetzt hat, war McLuhan, dessen Hauptgedanke mit dem Schlagwort „The medium is the message“ inzwischen bereits häufig zitiert wurde. Neben McLuhan sind auch Parry, Innis, Havelock, Ong, Goody und Watt u.a. zu dieser neuen „medientheoretischen Variante des linguistic turn“³² zu zählen, die auch als die „Toronto School“ bekannt ist. In diesem Zusammenhang sind aber auch die Untersuchungen der beiden Russen Lurija und Wygotski zu erwähnen, auf die sich einige der nordamerikanischen Medienforscher stützen. So hatte Lurija bereits in den dreißiger Jahren eine empirische Untersuchung bei analphabetischen Bauern in Usbekistan durchgeführt, die sehr anschaulich den Zusammenhang zwischen bestimmten Erkenntnisprozessen wie z.B. logisches Schlußfolgern und der Aneignung der Schrift zeigt.³³

30 Platon: *Phaidros* oder *Vom Schönen*. Stuttgart: Reclam 1957, S. 87f.

31 Vgl. Jens Brockmeier: *Literales Bewußtsein. Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur*. München: Fink 1997, S. 41ff.

32 Ebd., S. 63.

33 Aleksandr R. Lurija: *Die historische Bedingtheit individueller Erkenntnisprozesse*. Weinheim: VCH 1986.

Die sogenannte „Literalitätshypothese“, mit der sich die neuen Medienforscher gegen die jahrelange Ignoranz der Schriftlichkeit wandten, beruht auf der Annahme eines grundsätzlichen Unterschieds zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Daraus lassen sich zwei ebenso konträre Bewußtseinstypen ableiten, wobei das orale Bewußtsein des „common sense“ als kontextgebunden, anschaulich, konkret, wertbetont, rhetorisch charakterisiert werden kann, während der literalen wissenschaftlichen Intelligenz die gegenteiligen Eigenschaften zugeordnet werden können, nämlich Kontextunabhängigkeit, Abstraktheit, eine logisch-analytische Verfahrensweise, Wertfreiheit. Ong hat diesen Gegensatz besonders deutlich herausgearbeitet und das orale Denken durch folgende neun Merkmale vom literalen Denken abgegrenzt: eher additiv als subordinierend, eher aggregativ als analytisch, redundant oder nachahmend, konservativ oder traditionalistisch, Nähe zum menschlichen Leben, kämpferischer Ton, eher einfühlend und teilnehmend als objektiv-distanziert, Homöostasie, eher situativ als abstrakt.³⁴

Diese dichotome Gegenüberstellung von gesprochener und geschriebener Sprache wird heute jedoch von einigen Forschern abgeschwächt wie z.B. von Brockmeier, der zeigt, „daß orales und literales Bewußtsein derart voneinander abhängig und miteinander verflochten sind, daß von einer eindeutigen oder gar dichotomen Gegenüberstellung keineswegs die Rede sein kann“³⁵. Er plädiert hingegen für eine „schwache Literalitätshypothese“, die er durch mehrere Beispiele für orale und literale „Verflechtungen“ belegt. Aber auch er negiert nicht jegliche Zusammenhänge zwischen Schriftlichkeit und Denken, ihm geht es vor allem darum zu zeigen, daß der Erwerb der Schriftsprache zur Entwicklung einer bestimmten Form von metasprachlicher Bewußtheit führt, die auf die materielle Tätigkeit des Schreibens zurückzuführen ist. Auch Olson zeigt, daß Schriftlichkeit in den verschiedenen Kulturen sehr unterschiedliche Auswirkungen haben kann. Aber auch er betont das metasprachliche Moment als ein typisches Kennzeichen der Aneignung von Schriftlichkeit: „It would be a mistake to insist that intellectual uses of literacy all took the same form in all cultures. But there seems little doubt that writing and reading played a critical role in producing the shift from thinking about things to thinking about representations of those things, that is, thinking about thought.“³⁶

Aber auch wenn monokausale Erklärungen gefährlich sind und die Auswirkungen der Schriftlichkeit nicht vereinheitlicht werden dürfen, so ist dennoch klar, daß gerade in der abendländischen Kultur die Schrift von großer Bedeutung war und mit der geistigen Entwicklung dieser Kultur in unmittelbarem Zusammenhang steht. Trotzdem wurde die Schrift als wichtige Grundlage des eigenen Denkens lange Zeit ignoriert. Für diese Kultur hat die „starke Literalitätshypothese“, so wie sie Havelock, Ong, Goody, Watt u.a. formulierten, durchaus ihre Berechtigung. Auch Ebners dialogische Sprachauffassung und die damit verbundene Sprachkritik, welche letztlich auch eine sehr reduzierte Sichtweise

34 Walter Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1987, S. 42ff.

35 Brockmeier: *Literales Bewußtsein*, S. 174.

36 David Olson: *The world on paper. The conceptual and cognitive implications of writing and reading*. Cambridge University Press 1994.

darstellen, können nur dann richtig verstanden werden, wenn sie als Reaktion auf die idealistische Philosophie betrachtet werden.

Ferdinand Ebner: Ein anderer Forscher über Oralität und Literalität

Ebners dialogische Sprachauffassung ist ein fester Glaube an das gesprochene Wort:

Es ist vor allem aber das gesprochene, also das durch das Ohr in den Menschen eingehende Wort, dem diese Kraft der Gemütsbewegung und Geistesaufrüttelung innewohnt. In der Sprache, nicht in der Schrift, im Gesprochenwerden hat das Wort in dieser Welt seine wahre geistige Aktualität.³⁷

In diesem Zusammenhang beruft sich Ebner auch auf Jesus: „Nicht eine Zeile hat Jesus geschrieben, die er etwa als geistiges Vermächtnis seinen Jüngern hinterlassen hätte.“³⁸ Denn das geschriebene Wort hat nicht wie das gesprochene Wort unmittelbare Aktualität, die für Ebner die Voraussetzung für eine „Ich-Du-Beziehung“ ist: „Das geschriebene Wort jedoch schafft ein ganz anderes Verhältnis zur Sprache, entrückt diese ihrer unmittelbaren Aktualität [...].“³⁹

Wie sensibel Ebner für den Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort ist, zeigt sich insbesondere daran, daß er sein eigenes Werk für unzulänglich hält, weil er seinen dialogischen Grundgedanken in schriftlicher Form darstellen muß.⁴⁰ Auch wenn also Ebner das konkret gesprochene Wort betont und sich gegen jegliche Substantivierung und Abstraktion wendet, kann er sie in seinem eigenen Werk nicht verhindern. Dethloff beschreibt diesen Widerspruch folgendermaßen: „Denn Sprechen ist zwar praktisches Tun, aber Sprechen über das Sprechen ist auch theoretisches Tun: was Ich und Du sind, wird im Sprechen über das Sprechen kategorial bestimmt und wird zu Wesensbegriffen, das konkrete Du wird zum verallgemeinerten Anderen.“⁴¹

Ebner leidet an diesem Widerspruch und unter seiner eigenen „Icheinsamkeit“, wie dies in seinen Tagebüchern deutlich zum Ausdruck kommt. Er ist letztlich ein verzweifelter Verfechter des an ein Du gerichteten gesprochenen Wortes, der selbst bereits die Abgründe der „icheinsamen“ Abstraktion gesehen hat. Er ist aber kein Forscher über die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, auch wenn er einige Erkenntnisse dieser Forschungen vorwegnimmt. Damit soll den Oralität-Literalität-Forschern jedoch nicht die innere Anteilnahme abgesprochen werden. Gerade in Lurijas Untersuchung in Usbekistan zeigt sich viel Einfühlungsvermögen und Verständnis für die von ihm „untersuchten“ usbekischen Bauern. Aber Ebners dialogische Sprachauffassung, die an manchen Stellen einem Glaubensbekenntnis nahe kommt, scheint geradezu aus

37 Fragmente, S. 150.

38 Fragmente, S. 150.

39 Fragmente, S. 249.

40 Vgl. Fragmente, S. 83.

41 Klaus Dethloff: Gablitzer Ebner-Symposium. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 1/1982, S. 66.

einem inneren persönlichen Konflikt entstanden zu sein und nicht aufgrund irgendwelcher wissenschaftlicher Motive. Dennoch kommt Ebner den Erkenntnissen von einigen Forschern über Mündlichkeit und Schriftlichkeit erstaunlich nahe, wie im folgenden anhand einiger Beispiele gezeigt werden soll.

Den Gedanken, daß nur in der gesprochenen Sprache, in der eine konkrete Gesprächssituation geschaffen wird, ein wirklicher Dialog möglich ist, thematisieren auch mehrere Forscher über Oralität und Literalität. Heinz Schlaffer zeigt auf ähnliche Weise wie Ebner, daß nur im gesprochenen Dialog das „Ich“ wirkliche Existenz hat, während es in der geschriebenen Sprache eine bloße Fiktion ist:

Denn das Geschriebene ist fest und trotzdem unzuverlässig. Wer „ich“ sagt, ist wirklich dieses Ich. Wer jedoch „ich“ geschrieben hat, ist für den Leser, der die Schrift in Händen hält, nicht mehr greifbar. Sprechen und Hören geschehen gleichzeitig, zwischen Schreiben und Lesen liegt immer Vergangenheit. Das geschriebene „ich“ ist abwesend, seine Gegenwärtigkeit also eine Fiktion.⁴²

Genauso fiktiv wie das „Ich“ ist in der Schriftsprache auch das „Du“. Sie ist daher eine monologische Sprachform, eine – wie Wygotski sagt – „Sprache ohne Gesprächspartner, [...] eine Monologsprache, das Gespräch mit einem weißen Blatt Papier“⁴³. Um einen Dialog zu führen, bedarf es aber eines Gesprächspartners, der unmittelbar erfahrbar ist. Denn der „Dialog setzt stets die Wahrnehmung des Gesprächspartners, seiner Mimik, seiner Gesten und der Intonationsseite der Sprache voraus“⁴⁴. Das ist jedoch nur in der mündlichen Rede möglich.

Auch Ong zeigt auf, daß die konkrete Gesprächssituation ein wichtiges Charakteristikum der gesprochenen Sprache ist: „Das natürliche, orale Wort ist Teil einer wirklichen, existentiellen Gegenwart. Eine Rede richtet eine wirkliche, lebende Person an eine andere oder mehrere lebende Personen, zu einer bestimmten Zeit, in wirklichen Lebensumständen [...]“⁴⁵ Das Schreiben bezeichnet Ong hingegen als einen „solipsistischen Vorgang“.⁴⁶ Ebners Begriffe der „Ich-Du-Beziehung“ und „Icheinsamkeit“ drängen sich hier geradezu auf.

Während in der mündlichen Rede viel „mit Hilfe der Intonation und der unmittelbaren Wahrnehmung der Situation wiedergegeben wird“⁴⁷, muß in der Schrift alles verbalisiert werden. Denn in der Schriftsprache kann auf keinen außersprachlichen Kontext Bezug genommen werden. Das heißt, daß auch die Bedeutung nicht wie in der gesprochenen Sprache aus dem Kontext erschlossen werden kann, sondern allein in den Worten liegen

42 Heinz Schlaffer: Einleitung. In: Jack Goody, Ian Watt und Kathleen Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 19.

43 Lew Semjonowitsch Wygotski: Denken und Sprechen. Berlin: Akademie-Verlag 1964, S. 224f.

44 Ebd., S. 335.

45 Ong: Oralität und Literalität, S. 102.

46 Ebd., S. 102f.

47 Wygotski: Denken und Sprechen, S. 337.

muß. Diese Kontextfreiheit schafft die Voraussetzung für die Entstehung der Logik, in der die Bedeutung immer durch eine Definition bestimmt wird.

Jack Goody und Ian Watt weisen darauf hin, „daß die Idee der ‘Logik’ – eines unveränderlichen und unpersönlichen Modus des Denkens – erst zur Zeit der ersten Kultur, in der eine alphabetische Schrift allgemein verbreitet war, entstanden zu sein scheint“⁴⁸. Sie sprechen von einem „unmittelbaren Kausalzusammenhang von Schrift und Logik“⁴⁹, da erst „das geschriebene Wort ein Ideal definierbarer Wahrheiten nahelegt“⁵⁰.

Ebner als Verfechter des gesprochenen Wortes, welches eine „Ich-Du-Beziehung“ zum Ausdruck bringt, muß natürlich die Logik abwerten, da in ihr ein persönliches Seinsverständnis ausgeschlossen wird, wie Ebner am Beispiel des Identitätssatzes zeigt: „Der Sinn des Ursatzes war ‘Ich bin’, nicht aber ‘Ich bin Ich’; des Ichs Sich-in-Beziehung-Setzen zum Du, nicht aber in der Verabsolutierung der Abschließung vor dem Du seine ‘Selbstsetzung’ im Identitätssatz.“⁵¹ Das gilt für alle Sätze der Logik: „Genau so wie der Identitätssatz [...] sind wohl auch die übrigen prinzipiellen Voraussetzungen unseres logischen Denkens im Grunde nichts anderes als die ‘theoretisch’ brauchbar und gültig gemachte abstrakte Objektivierung der ‘subjektiven’ Tatsachen unsres geistigen Lebens [...]“⁵² Dieses wirklichkeitsferne Denken wertet Ebner, wie jede Form von Abstraktion, entschieden ab.

Aber gerade die Schrift ermöglicht durch ihre materielle Form die Abstraktion vom konkreten Leben. Denn die wesentliche Funktion der Schrift liegt – wie Goody zeigt – in der „Objektivierung der Sprache, d.h. darin, der Sprache mit einem System sichtbarer Zeichen ein materielles Korrelat zu geben“⁵³. Dadurch stellt die schriftliche Sprache „eine neue Art der Beziehung zwischen dem Wort und dem Gegenstand, auf den es sich bezieht“ her, nämlich „eine allgemeinere und abstraktere Beziehung, die weniger eng als im Falle mündlicher Kommunikation an die Besonderheiten der Person, des Ortes und der Zeit gebunden ist“⁵⁴.

Die schriftliche Sprache fordert aber nicht nur die Abstraktion vom Gesprächspartner und der Gesprächssituation, sondern auch von der lautlichen Seite der Sprache. Denn sie ist „eine Sprache ohne Intonation, ohne das Musische, das Expressive, überhaupt ohne ihre lautliche Seite“⁵⁵. Die ursprünglich lautliche Seite der Sprache wird also in der Schrift zu einem visuellen Bild. Daher stellen sich literalisierte Menschen unter Wörtern Zeichen vor, was gemäß Ong dazu führen kann, „jedes Gefühl und jede menschliche Erfahrung auf

48 Jack Goody und Ian Watt: Konsequenzen der Literalität. In: Goody, Watt, Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur, S. 88.

49 Ebd., S. 101.

50 Ebd., S. 100.

51 Fragmente, S. 231.

52 Fragmente, S. 231.

53 Jack Goody: Funktionen der Schrift in traditionellen Gesellschaften. In: Goody, Watt, Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur, S. 26.

54 Goody, Watt: Konsequenzen der Literalität, S. 88.

55 Wygotski: Denken und Sprechen, S. 224.

visuelle Analogien zu reduzieren“⁵⁶. Das Schreiben ist also „eine tief interiorisierte Technologie“⁵⁷, welche eng an den Gesichtssinn gebunden ist. Das gesprochene Wort wird hingegen primär mit dem Gehörssinn erfahren.

Ong zeigt, daß gerade das visuelle Schriftbild dazu führt, „sich Namen als Etiketten vorzustellen, als geschriebene oder gedruckte Zettel, die imaginativ an das benannte Objekt geheftet werden“. Menschen, die keine Schriftsprache erlernt haben, kommen hingegen „niemals auf eine solche Idee, denn ihnen fehlt jede Vorstellung von einem Namen als etwas Sichtbarem“. Daraus folgert Ong: „Geschriebene oder gedruckte Repräsentanten von Wörtern können Etiketten sein, wirkliche, gesprochene Wörter niemals.“⁵⁸

Auch Ebner ist sich der unterschiedlichen sinnlichen Aufnahme des gesprochenen und geschriebenen Wortes sehr wohl bewußt. In Fragment 6 seiner pneumatologischen Untersuchungen geht Ebner auf die verschiedenen Sinne des Menschen und die damit verbundenen Sinneserfahrungen ein, um letztlich zu zeigen, daß das gesprochene, d.h. gehörte Wort die letzte Erfüllung sinnlicher Erfahrung ist:

[...] nicht durch das Auge und das Lichtelebnis – soviel Geistiges auch in diesem sein möge, oder, wenn man lieber will, in dieses vom Menschen seit jeher hineingelegt wurde; auch nicht durch das Ohr und das Schall- und Klangerlebnis schlechthin, sondern durch das Wort und die Tatsache, daß seinen Geist – auf dem sinnlichen Wege durch das Ohr – das Wort erreicht, daß er vom Wort angesprochen werden kann und „Sinn“ für das Wort hat, und daß sich ihm der „Sinn“ des Wortes offenbart: dadurch allein ist der Mensch erst Mensch.⁵⁹

Der Mensch hat also gemäß Ebner vor allem Sinn für das Wort, für „das Wort in der Aktualität seines Ausgesprochenwerdens“, welches durch das Schallerlebnis vermittelt wird. Die letzte Bedeutung der Sinne liegt daher im Herstellen einer „Ich-Du-Beziehung“, welche im gesprochenen Wort zum Ausdruck kommt.

Die soeben angeführten Gedanken zeigen also, daß das gesprochene und das geschriebene Wort keine neutralen Medien sind, sondern sehr eng damit zusammenhängen, ob Sprache auf konkrete oder abstrakte Weise gebraucht wird. Damit wird auch deutlich, wie aktuell Ebners Sprachauffassung heute ist.

Ausblick

Wenn auch – wie bereits erwähnt – Ebner nicht als ein Forscher über Oralität und Literalität bezeichnet werden kann, so kann doch für die Nähe Ebners zu dieser jungen Forschungsrichtung plausibel argumentiert werden. Um jedoch solche und natürlich auch

56 Ong: Oralität und Literalität, S. 79.

57 Ebd., S. 86.

58 Ebd., S. 39.

59 Fragmente, S. 148.

andere aktuelle Bezüge Ebners überhaupt erkennen zu können und ihn nicht nur auf den religiösen Dialogiker zu reduzieren, muß sein Nachlaß zugänglich gemacht werden. Derzeit ist nicht einmal sein Hauptwerk in deutscher Sprache erhältlich. Auch die Ebner-Ausgabe von Seyr ist schon längst vergriffen. In Italien wird hingegen Ebner derzeit viel gelesen, wie dies durch den zahlreichen Besuch des Ferdinand-Ebner-Symposiums in Trient (1-3.12.1998) deutlich wurde. Es gibt auch eine italienische Ausgabe der Fragmente⁶⁰ und der Aphorismensammlung „Wort und Liebe“⁶¹.

Um den gesamten Nachlaß Ferdinand Ebners zugänglich zu machen, wurde am Brenner-Archiv kürzlich ein mehrjähriges Großprojekt gestartet, welches die Transkription des gesamten Nachlasses in maschinenlesbarer Form zum Ziel hat. Analog zur Transkription des philosophischen Nachlasses von Ludwig Wittgenstein am Wittgenstein-Archiv in Bergen und der Transkription des Gesamtbriefwechsels von Wittgenstein am Brenner-Archiv soll nun auch der Nachlaß von Ferdinand Ebner bearbeitet werden, wobei auch einzelne Publikationen in Buchform aus diesem Projekt hervorgehen sollen. So soll also neben Wittgenstein – der übrigens von Nyíri mit der Forschung über Oralität und Literalität in Zusammenhang gebracht wurde⁶² – auch Ferdinand Ebner als der zweite große Sprachphilosoph, den Österreich hervorgebracht hat, in maschinenlesbarer Form zugänglich gemacht werden und damit eine Grundlage geschaffen werden, die Aktualität Ebners zu erkennen.

60 Ferdinand Ebner: Frammenti Pneumatologici. La Parola e le Realtà Spirituali. Hrsg. v. Silvano Zucal. Mailand: San Paolo 1998.

61 Ferdinand Ebner: Parola e Amore. Dal Diario 1916/17. Aforismi 1931. Hrsg. v. Edda Ducci und Piero Rossano. Mailand: Rusconi 1983.

62 J.C. Nyíri: Wittgenstein as a Philosopher of Post-Literacy. In: Culture and Value. Philosophie und die Kulturwissenschaften. Beiträge des 18. Internationalen Wittgenstein-Symposiums. Hrsg. v. Kjell S. Johannessen & Tore Nordenstam. Kirchberg am Wechsel: Die Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft 1995, S. 82-88.